

Familie und Modernität

1. Problemstellung

Daß die Sozialphänomene, die wir mit dem Wort ›Familie‹ bezeichnen, sich im Zuge der neuzeitlichen Entwicklung trotz annähernd konstanter biologischer Voraussetzungen grundlegend verändert haben, ist nahezu ein Gemeinplatz nicht nur der Soziologie, sondern auch des verbreiteten gesellschaftlichen Wissens. Worin aber diese Veränderungen bestehen, wie sie mit den gesamtgesellschaftlichen Wandlungsprozessen der neuzeitlichen und der jüngsten, gelegentlich als Übergang zur Postmoderne etikettierten Epoche zusammenhängen, und welche Zukunftsperspektiven sich aus der Analyse solcher Zusammenhänge ableiten lassen, ist bisher trotz eines umfänglichen Bestandes familiensoziologischer Forschungen wenig geklärt. Die folgenden, im wesentlichen auf Theoriebildung zielenden Überlegungen beanspruchen nicht, diese Frage in ihrem ganzen Umfang abzuhandeln. Sie sind jedoch auf die Herausarbeitung von Zusammenhängen gerichtet, für die ein gerade die jüngsten Veränderungen erklärender, zentraler Stellenwert beansprucht wird.

Zusammenhänge zwischen gesellschaftlicher und familialer Entwicklung sind bisher im wesentlichen von der Bevölkerungswissenschaft und der Familiensoziologie untersucht worden. In der Bevölkerungswissenschaft steht dabei die Erklärung von *Aggregatdaten* familialer Entwicklung (Eheschließungen, Geburten, Ehescheidungen und Verwitwungen) im Vordergrund des Interesses. Es werden also im wesentlichen rechtlich relevante und amtlich registrierte Ereignisse summiert und die Veränderung ihrer Häufigkeit zu erklären versucht. Die zur Erklärung von Veränderungen herangezogenen Hypothesen sind meist recht pauschal — im Vordergrund stehen begriffliche Konstrukte wie Industrialisierung, Verstädterung und Rationalisierung — oder empiristisch: Die Kovariation von demographischen und verfügbaren sozioökonomischen Zeitreihen dient als erklärendes Argument.¹

In der Familiensoziologie steht die Untersuchung der familialen Verhältnisse auf der Basis von Stichproben oder von mehr oder weniger willkürlich ausgewählten Fallbeispielen im Vordergrund, und ›Familie‹ wird als die am Einzelfall beobachtbare *Gruppe* verstanden, deren Mitglieder einen häufig als soziales ›System‹ bezeichneten Zusammenhang bilden sollen.² Die Stärke familiensoziologischer Forschung liegt in der multidimensionalen Beschreibung, Typisierung und Erklärung von Eigenschaftsveränderun-

gen familialer Lebenszusammenhänge. Wie die festgestellten Veränderungen im familialen Bereich von gesamtgesellschaftlichen Veränderungen abhängig sind, bleibt jedoch im Regelfall ungeklärt. Die Familie wird allzu sehr als isolierter Gegenstand betrachtet, allenfalls geraten die unmittelbaren familialen Umweltbeziehungen als erklärende Variable in den Blick. Es fehlt jedoch weitgehend an tragfähigen Brückenkonzepten, um gesamtgesellschaftliche und familiale Veränderungen angemessen zu verknüpfen.

Im Rahmen gesellschaftstheoretischer Versuche, die sich im wesentlichen mit der Typisierung und Erklärung gesamtgesellschaftlicher Veränderungen befassen, ist den familialen Verhältnissen bisher meist nur untergeordnete Bedeutung eingeräumt worden. Eine Ausnahme macht hier das Werk von Parsons, für den Familie dasjenige gesellschaftliche Subsystem darstellt, das im Rahmen seines AGIL-Schemas die soziale Integration gewährleistet, oder spezifischer: derjenige kulturelle und strukturelle Komplex, der den allen erwerbbar Positionen vorangehenden askriptiven Status von Personen festlegt (Parsons 1964: S. 170 ff.). Hier allerdings wird Familie nicht als soziale Gruppe, sondern als *Institution* verstanden, also als ein Geflecht von kulturellen Leitbildern, sozialen Normen und daran anschließenden sozialen Kontrollmechanismen, durch die gewährleistet wird, daß Familien als beobachtbare Einheiten in etwa jene Gleichförmigkeiten und spezifischen Variationen aufweisen, die uns als Ergebnisse der empirischen Sozialforschung bekannt werden.

Wenn wir die Veränderungen von ›Familien‹ in Beziehung setzen wollen zu den umfassenden Prozessen des sozialen Wandels, die seit etwa zwei Jahrzehnten zunehmend mit dem Begriff der ›Modernisierung‹³ etikettiert werden, so ist es erforderlich, diese beiden weitgehend voneinander unabhängig entwickelten »Grundbetrachtungsweisen von Familie« — die mikrosoziologische und makrosoziologische (König 1969: S. 189 f.) — miteinander zu verbinden. Das ist eine Aufgabe, für die sich in der Soziologie der Begriff *Mehrebenen-Analyse*⁴ einzubürgern beginnt.

Es geht also im folgenden darum, in konzeptueller Hinsicht einen Schritt voranzukommen und die vielfältigen Phänomene, die in anderen Beiträgen dieses Werks im einzelnen untersucht werden, aufeinander und auf Konzepte zu beziehen, mit denen heute gesamtgesellschaftliche Wandlungstendenzen beschrieben werden.

Wenn wir die wesentlichen gemeinsamen Charakteristika der jüngsten Entwicklungen im familialen Bereich aus gesellschaftstheoretischer Perspektive begreifen wollen, so müssen wir zwei Veränderungsdimensionen unterscheiden: einerseits die *realen Veränderungen* und andererseits die *Veränderungen der Denkmodelle*, also der sozialen Typisierungen und theoretischen Analysewerkzeuge, mit denen wir die Wirklichkeit zu begreifen suchen. Wenn heute ein Übergang in die ›Postmoderne‹ postuliert wird, so liegen dieser Diagnose zwar durchaus Beobachtungen über reale Veränderungen zugrunde. Aber wichtiger noch ist der Wandel der Denkmodelle, mit denen wir heute soziale Wirklichkeit zu begreifen suchen: Während ältere Denkmodelle meist von linearen Entwicklungen und Kausalzusammenhängen ausgingen, weisen neuere Analysemodelle oft eine zirkuläre oder interaktive Struktur auf.⁵ Veränderungen werden als Konse-

quenz mehrerer interagierender Faktoren interpretiert und nicht mehr als Folge einer einzigen Ursache. An die Stelle einer Kausalhypothese tritt also die Behauptung einer ›Entwicklungslogik‹, eines sich selbst verstärkenden ›Zirkels‹ miteinander *analytisch* verbundener Sachverhalte. Während die auf empirischem Wege beobachtbaren Veränderungen durchweg gradueller und nicht notwendigerweise irreversibler Natur sind, werden die Veränderungsmuster in der theoretischen Interpretation sozusagen radikalisiert: Der *Wandel* erscheint aus theoretischen Gründen als *dominant*, obwohl er — bezogen auf die Gesamtverfassung der beobachteten Wirklichkeit — oft im Vergleich zu den beobachtbaren Konstanten eher untergeordneter Art ist.

Angesichts dieses Umstands wird im folgenden Abschnitt zunächst versucht, veränderliche und stabile Momente der jüngsten familialen Entwicklung genauer zu bestimmen, um auf diese Weise die These einer zunehmenden Deinstitutionalisierung von Familie im Übergang zur sog. Postmoderne prüfbar zu machen. In einem dritten Teil soll sodann versucht werden, die beobachtbaren Veränderungen in Beziehung zu setzen zu längerfristigen gesamtgesellschaftlichen Entwicklungen, um auf diese Weise zu Beurteilungskriterien für die Zukunftsträchtigkeit von Entwicklungstendenzen, aber auch für familienpolitischen Handlungsbedarf zu gelangen.

2. Krise und Stabilität der Normalfamilie

Daß die Familie unter dem Einfluß der Modernisierung in eine ›Krise‹ geraten sei, ist keine Erfindung postneomarxistischer Krisentheoretiker, sondern war primär ein Topos konservativ orientierter Kulturkritik, wie sie schon bei Riehl (1855) und Zahn (1918) zu finden ist. Eine Reihe makrosoziologischer Theoreme paßt zu dieser Krisendiagnose: Durkheims ›Kontraktionsgesetz‹ oder die vielfach variierte These vom ›Funktionsverlust‹ der Familie (vgl. Ogburn 1938). König hat schon 1946(a) mit der Unterscheidung von ›Desintegration‹ (als institutionelle Verselbständigung des kernfamilialen Zusammenhangs) und ›Desorganisation‹ (als Kohäsions- und Steuerungsverlust der [Einzel-] Familie als Gruppe) versucht, zwischen Strukturveränderungen der Familie im Modernisierungsprozeß und beobachtbaren Auflösungserscheinungen familiärer Lebenszusammenhänge zu unterscheiden. Auch heute scheint es notwendig, deutlicher zu unterscheiden zwischen Veränderungen der Institutionalisierung familialer Lebenszusammenhänge und ebenfalls zu beobachtenden Auflösungserscheinungen. Die eigentlich interessante Frage ist dann allerdings, inwieweit zwischen beidem ein (mehr oder weniger ›notwendiger‹) Zusammenhang besteht.

Verschaffen wir uns zunächst einen Überblick über die wichtigsten ›Krisensymptome‹ der Familie: Offensichtlich sind familiäre Lebenszusammenhänge im Sinne des herkömmlichen, durch Ehe und Kinder bestimmten Familienbegriffs heute weniger ›produktiv‹ (Geburtenrückgang), weniger stabil (Zunahme der Scheidungshäufigkeit) und

weniger attraktiv (Rückgang der Heiratshäufigkeit) geworden. Diese an Zeitreihen der Bevölkerungsstatistik ablesbaren Veränderungen auf der Aggregatebene haben in praktisch allen Industrieländern etwa gleichzeitig in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre eingesetzt. Zwar lassen sich auch von Land zu Land charakteristische Unterschiede aufweisen, die hier jedoch zu vernachlässigen sind. Der mehr oder weniger ausgeprägte Trend ist offenkundig, wenngleich in jüngster Zeit auf niedrigerem (bzw. bei Scheidungen höherem) Niveau oft auslaufend.⁶ Immer häufiger leben daher auch jüngere Erwachsene ohne Kinder, immer häufiger leben Kinder nicht mit ihren beiden leiblichen Eltern zusammen: Alleinerziehende Eltern- und Stiefelternverhältnisse nehmen zu. Zumindes in Europa entwickeln sich zudem neue Lebensformen, die bei großzügiger Auslegung des Begriffs ›Familie‹ ebenfalls als ›familial‹ bezeichnet werden können: Nichteheleiche Lebensgemeinschaften — auf dem Kontinent meist ohne, in Skandinavien häufig auch mit Kindern.

Die bisherige Beschreibung bezieht sich analytisch auf die Ebene von Familie *als Gruppe*: Die Häufigkeit unterschiedlicher Typen familialer Lebenszusammenhänge ändert sich, der bisherige Typus der ›Normalfamilie‹, d. h. des kernfamilialen Haushalts eines Elternpaares mit seinen leiblichen Kindern, geht anteilmäßig zurück. Für sich allein genommen sind diese Veränderungen allerdings nichts historisch Neues, vor allem in Kriegs- und Nachkriegszeiten hat sich Ähnliches immer wieder zugetragen. Vielleicht ist das offensichtlichste Krisensymptom, daß man in diesem Zusammenhang von einer ›Krise der Normalfamilie‹ *spricht*, daß also unsere familialen Denkmodelle sich verändern. Dies zeigt sich z. B. in der zunehmenden sozialen Akzeptanz nichtehelicher Partnerschaften, aber auch im zunehmenden politischen Druck, sog. alternativen Familienformen gleiche Rechte wie den durch Ehe begründeten Familien zu gewähren. Dies sind Forderungen, die in ihrer Konsequenz zu einer Delegitimierung der Exklusivität des herkömmlichen Familienleitbildes führen. Hier verändert sich also der *institutionelle* Kontext der familialen Lebensformen, und es erscheint plausibel, daß die institutionellen Veränderungstendenzen sowohl Folge bereits stattgehabter Veränderungen auf der Gruppenebene sind, als auch ihrerseits entsprechende Veränderungstendenzen auf Gruppenebene fördern.⁷

Im folgenden sei versucht, die Veränderungen auf der Gruppen- und der institutionellen Ebene zueinander in Beziehung zu setzen. Dabei empfiehlt es sich, zunächst Stabilität und Wandel der institutionellen Grundlagen von Familie genauer zu betrachten. Auch wenn man traditionellerweise von der »Institution Familie« spricht, so handelt es sich doch bei genauerer Betrachtung um zwei nicht nur analytisch, sondern auch rechtlich differenzierte institutionelle Komplexe, nämlich *Partnerschaft* und *Elternschaft*. Während das bisher vorherrschende Familienleitbild beide Komplexe möglichst eng verknüpfte, werden in der neueren Diskussion beide tendenziell getrennt und — was die Verbindlichkeit der herrschenden Regelungen angeht — recht unterschiedlich bewertet.

Betrachten wir zunächst den Normenkomplex Partnerschaft: Selbstverständliche Grundlage auch der alternativen Leitbilder ist der Grundsatz der Monogamie, eine oft übersehene Konstante des westlichen Kulturkreises. In Frage gestellt wird dagegen die

normative Verbindlichkeit der *lebenslangen* Monogamie sowie der Beschränkung von Geschlechtspartnerschaft auf eheliche Verbindungen. Zwar scheint das *Ideal* der lebenslangen, durch wechselseitige Treue zu kennzeichnenden Verbindung weiterhin in Kraft, alternative Idealisierung z.B. sexueller Freizügigkeit oder des Partnertausches haben sich als recht kurzlebig erwiesen, aber die Lebenslänglichkeit des Engagements wird immer weniger als Pflicht und zum Teil nicht einmal mehr als Erfolgskriterium akzeptiert. Dementsprechend werden sowohl sukzessive Ehen als auch nichteheliche Partnerschaften sozial akzeptabel, doch scheint auch im Rahmen der informellen Verhältnisse die Norm einer gewissen Exklusivität der Partnerschaft — zumindest auf Zeit — weiter zu gelten. Sie gilt im übrigen auch im Rahmen homosexueller Partnerschaften, die zwar überwiegend auch heute noch sozial delegitimiert werden, aber im Rahmen subkultureller Entwicklungen doch an Akzeptanz zu gewinnen scheinen. Man kann die hier ablaufenden normativen Umdeutungen wohl am ehesten vor dem Hintergrund gleichzeitig ablaufender Individualisierungsprozesse des weiblichen Lebenszusammenhangs (hierzu Beck-Gernsheim 1983) verstehen. In dem Maße, wie die Verfolgung ›eigener Bedürfnisse‹ und ›persönlichen Glücks‹, die Grundsätze der Unabhängigkeit und der Selbstverwirklichung als Voraussetzungen jeder Partnerschaft unter Gleichen gelten — und genau dies entspricht dem Programm der Aufklärung! —, geraten Normen und Leitbilder, die in ihrer Konsequenz die traditionelle Abhängigkeit der Frauen verfestigen, unter Druck. Der traditionellerweise als ›Treue‹ bezeichnete Grundsatz exklusiver Partnerschaft stellt sich nunmehr als Ausdruck eines frei eingegangenen Verhältnisses zwischen Gleichen dar.

Die Forderung nach Abschwächung institutioneller Verbindlichkeiten betrifft im Gegensatz dazu den Normkomplex der Elternschaft *nicht*! Hier können wir im Laufe des zwanzigsten Jahrhunderts sogar eher eine normative Verfestigung beobachten: Zwar hat bereits das bürgerliche Familienideal die persönliche Verantwortung der Mutter für die Erziehung eingeführt (dazu Tyrell 1981), aber der in diesem Jahrhundert im Zusammenhang mit der Verbreitung wirksamer Methoden der Geburtenkontrolle entstandene Normkomplex *verantworteter Elternschaft* (dazu Kaufmann 1981) geht weiter: Er beinhaltet einerseits die Erziehungsverantwortung der leiblichen Eltern, jedoch andererseits auch die Norm, Kinder nur dann zur Welt zu bringen, wenn man glaubt, dieser Verantwortung tatsächlich gerecht werden zu können. Es liegt in der Konsequenz einer sozialen Wirksamkeit dieser Norm, wenn heute die Aufforderung an Frauen, ein ›unerwünschtes‹ Kind auszutragen und es dann zur Adoption freizugeben, auf so geringe Resonanz stößt.⁸ Die gegenwärtige geringe Geburtenhäufigkeit ist aus institutioneller Perspektive im wesentlichen auf die Wirksamkeit des Normkomplexes verantworteter Elternschaft in Verbindung mit der ökonomischen Benachteiligung kinderreicher Familien und hohen Ansprüchen an die Kindererziehung zu begreifen.

Gehen wir nunmehr zur Betrachtung der Familie auf der Gruppenebene über, so ergeben sich die in *Übersicht 1* aufgeführten Möglichkeiten. Die Dimensionierung knüpft dabei einerseits an den Tatbestand der Ehe, andererseits an denjenigen der (natürlichen oder zugeschriebenen) Elternschaft an, orientiert sich also an der geltenden rechtlichen

Regelung beider Komplexe. Auf diese Weise entsteht eine ziemlich vollständige Übersicht über die heute in Europa anzutreffenden, im weitesten Sinne ›familialen‹ Lebensformen.⁹

ÜBERSICHT 1: Die Pluralität familialer Lebensformen.

Elternschaft	mit eigenen Kindern	mit Kindern dritter Eltern	ohne Kinder
Partnerschaft			
lebenslange Ehe	Normal-Familie(-nzyklus) (Höhn; Sgritta)	Familie mit Adoptivkindern (Hoffmann-Riem)	z. B. Ehe mit Doppelkarriere (Nave-Herz; Rueschemeier)
sukzessive Partnerschaft mit Eheschluß	Geschiedene und Verwitwete mit Partner und Kindern (Théry)	Stiefelternverhältnis	sukzessive Ehe (Furstenberg)
ohne Eheschluß	illegitime Elternschaft	'Onkelehe'	nichteheliche Lebensgemeinschaft (Béjin)
ohne stabile Partnerschaft	Einelternfamilien (Krappmann)	z. B. Kinderheim	—
homosexuelle Dauerbeziehungen	z. zwei Mütter mit Kindern	—	—
erweiterte Formen	z. B. Familiengruppe, Mehrgenerationenhaushalt (Liegle)	Kinderdörfer	—

In die einzelnen Zellen von *Übersicht 1* wurden in Klammern auch die Namen von Coautoren dieses Werkes eingetragen, deren Beiträge sich in der einen oder anderen Weise mit den in der betreffenden Zelle eingetragenen Phänomenen befassen. Damit wird anschaulich, daß das Phänomenenspektrum im Rahmen dieses Werkes in bemerkenswerter Breite abgedeckt wird, doch es zeigen sich auch Forschungslücken: Sie beziehen sich insbesondere auf Erziehungsverhältnisse, die vom vorherrschenden Typus der Normalfamilie relativ stark abweichen und in der öffentlichen Diskussion derzeit wenig Aufmerksamkeit erfahren.

In *theoretischer* Hinsicht von Interesse ist diese Übersicht, weil sie veranschaulicht, was die heute gängige These von einer »Pluralisierung familialer Lebensformen« besagt. Zwar gibt es immer noch rechtliche, moralische und prestigemäßige Unterschiede zwischen diesen Lebensformen, doch diese Prioritäten sind generell weniger ausgeprägt als früher und sowohl nach Ländern/Regionen als auch nach subkulturellen Gesichtspunkten variabler geworden.

Diese ›Aufweichung‹ normativer Verbindlichkeiten in der Partnerschaftsdimension hat jedoch — und dies ist unter familiensoziologischen wie familienpolitischen Ge-

sichtspunkten bedeutsam — zumindest bisher zu *keiner grundlegenden Umstrukturierung der kindlichen Lebensverhältnisse* geführt. In der Bundesrepublik Deutschland leben nach den letzten verfügbaren Daten (Mikrozensus 1981) immer noch 90,5 % (1972: 93,4 %) aller Kinder unter 18 Jahren (das waren 1981 14,1 Mio., 1972 aber noch 16,7 Mio. Kinder) in vollständigen Familien. Rund 82 % aller Kinder leben mit ihren beiden leiblichen Eltern zusammen, 8 % mit einem Stiefelternteil. Von den restlichen 9,5 % wuchsen 8,1 % mit ihrer Mutter, 1,4 % mit ihrem Vater auf.¹⁰ Inwieweit es sich hier um im strengen Sinne Alleinerziehende und inwieweit um sog. ›Onkel-Ehen‹ handelt, läßt sich nicht genau feststellen. Schwarz schätzt für 1981 die Zahl der nichtehelichen Lebensgemeinschaften mit Kindern auf 80 000 Haushalte.

Obwohl also die vom Typus der Normalfamilie abweichenden Lebensformen mit Kindern zugenommen haben, handelt es sich — bezogen auf die Gesamtheit aller Kinder — doch eher um marginale Veränderungen. Dies hat nicht zuletzt damit zu tun, daß die ›alternativen‹ familialen Lebensformen deutlich *kinderärmer* sind als die herkömmlichen. Allerdings ist zu berücksichtigen, daß der soziale Wandel von Familienstrukturen — ausgedrückt in der Veränderung der Häufigkeit typisierter Lebensformen — vergleichsweise langsam verläuft. Zwar besteht die Möglichkeit, daß Personen im Laufe ihrer ›Familienkarriere‹ den Strukturtypus der Lebensform wechseln, also sich z.B. scheiden lassen, größere Umstrukturierungen dürften aber an die Sukzession der Generationen mit ihren in sensiblen Sozialisationsphasen unterschiedlich geprägten Werthaltungen gebunden bleiben.

Will man das tatsächliche Ausmaß der aktuellen sozialen Veränderungen im familialen Bereich erfassen, empfiehlt es sich daher, das Augenmerk auf die Generation der *jungen Frauen* zu richten, die für den Veränderungsprozeß tonangebend sein dürften. Im Rahmen einer Längsschnittstudie haben wir zwischen 1981 und 1985 junge Frauen im Alter von ursprünglich 18 bis 30 Jahren sowie ggf. jeweils ihre festen Partner im rund zweijährigen Abstand dreimal befragt.¹¹ Dies gestattet uns zwar keine im statistischen Sinne repräsentativen,¹² aber doch tendenziell aufschlußreiche Aussagen hinsichtlich typischer Einstellungs- und Verhaltensmuster.

In der hier gebotenen Verkürzung läßt sich festhalten, daß für die in Frage stehenden Alterskohorten die heute viel diskutierte nichteheliche Lebensgemeinschaft (NEL) ganz überwiegend ein Prüf- oder Durchgangsstadium darstellt, ein funktionales Äquivalent des traditionellen Verlöbnisses.¹³ Nur ein Viertel der nichtverheirateten Frauen mit festen Partnern führt im übrigen mit ihrem Partner einen gemeinsamen Haushalt, lebt also in einer NEL. NEL unterscheiden sich im übrigen nicht wesentlich von anderen vorehelichen Partnerbeziehungen, »vielmehr können wir von einer postadoleszenten Lebensorientierung ausgehen, die für die Gesamtheit aller vorehelichen Partnerschaften verbindlich ist« (Simm 1987: S. 55).

Der Eheschluß erfolgt heute überwiegend im Zusammenhang mit der Absicht oder der Erwartung, ein erstes Kind zu bekommen. Insofern erscheint die in der Bundesrepublik ja auch grundgesetzlich vorgeformte *Verknüpfung von Ehe und Elternschaft* immer noch de facto akzeptiert zu werden.¹⁴

Bemerkenswert erscheint die tendenzielle *Polarisierung* der Frauen unserer Stichprobe zwischen traditionellen und modernen Orientierungen, das gilt sowohl hinsichtlich der Lebensleitvorstellungen als auch hinsichtlich der Partnerkarrieren und der realisierten Kinderzahl. Während im traditionellen Typus die Familien- und Kindorientierung dominiert, ist es beim modernen Typus die Berufs- und Karriereorientierung. Besonders aufschlußreich erscheint dabei, daß mit zunehmendem Alter und den damit verbundenen biographischen Festlegungen auch die Entschiedenheit für eine der beiden Optionen wächst und daß die polaren Muster insgesamt bei der zweiten Befragung ausgeprägter auftreten als bei der ersten Befragung.¹⁵ Ferner ließ sich neben einer traditionell geprägten Familienorientierung ein neuer Typus der Kindorientierung identifizieren, bei dem Kinder mit einer ausgesprochen pädagogischen Motivation und als Moment der Selbstverwirklichung gewünscht werden. Frauen dieses Typus wünschen sich überdurchschnittlich viele Kinder.

Zusammenfassend ergibt sich aus unseren bisherigen Überlegungen, daß die öffentliche Diskussion über alternative Familienformen wesentlich dramatischer ist als die empirisch feststellbaren sozialen Veränderungen.¹⁶ Ein sich langfristig durchhaltender Trend ist der Rückgang der durchschnittlichen Kinderzahl pro Frau. Dieser Rückgang hat in den verschiedenen Ländern Europas zu unterschiedlichen Zeitpunkten eingesetzt, scheint aber trotz starker Schwankungen der jährlichen Geburtenhäufigkeit ein trendmäßig von Heiratskohorte zu Heiratskohorte fortschreitendes Phänomen zu sein.¹⁷ Während der starke Geburtenrückgang um 1970 im wesentlichen auf den Rückgang kinderreicher Familien zurückzuführen war, scheint sich in jüngster Zeit eher eine *Polarisierung* der weiblichen Lebensentwürfe zwischen Familie und Beruf anzudeuten. Die traditionelle Familienform bleibt für die einen das realistischere anzustrebende Arrangement, und hier werden auch durchaus weiterhin im typischen Fall zwei und mehr Kinder pro Ehe geboren, während für die anderen alternative — und meist kinderarme oder kinderlose — Formen der Partnerschaft wahrscheinlicher erscheinen. Ehe und Kinderlosigkeit werden dabei meist nicht von vornherein geplant, sondern resultieren als Konsequenz einer zum Beispiel karrierebezogenen oder lebensstilbezogenen Prioritätensetzung *ex post*.¹⁸ Offensichtlich läßt sich das ›magische Viereck‹ einer lebenslangen Ehe, eines eigenständigen beruflichen Fortkommens von Mann und Frau und von (mehrfacher) Mutterschaft nur in Ausnahmefällen realisieren. Das aktuelle öffentliche Interesse an alternativen familialen Lebensformen nährt sich gerade aus der zunehmenden Unrealisierbarkeit dieses mit unterschiedlichen Akzentsetzungen heute fast allgemein gewordenen Ideales. Praktisch bedeutungsvoller erscheint jedoch die zunehmende *Polarisierung* zwischen denjenigen jungen Menschen, die ›in Familie investieren‹ und denjenigen, die auf diese Investition ganz oder weitgehend zugunsten von ›Selbstverwirklichungsmöglichkeiten‹ in Beruf und Freizeit verzichten.

Gleichzeitig läßt die Ausdifferenzierung eines neuen, kindorientierten Typus neben dem traditionell-familienorientierten erkennen, daß sich auch innerhalb des Bereichs der gesellschaftlich akzeptierten Normalfamilie fortlaufende normative und faktische Veränderungen ergeben, die uns aus der amtlichen Statistik (z.B. bezüglich der Berufs-

tätigkeit oder der Kinderzahl), mehr noch aber aus der empirischen Sozialforschung bekannt werden.

Ohne hier weiter ins Detail zu gehen, ist als Ergebnis festzuhalten, daß sich Veränderungen familialer Lebensformen auf sehr verschiedenen Erfahrungsebenen ereignen, und demzufolge auch eine unterschiedliche familiensoziologische Bedeutung haben. Analytisch können wir insbesondere unterscheiden:

1. Familiäre Veränderungen im Erfahrungshorizont *einzelner Partnerschaft*, die sich (a) als Folge familienzyklisch erwartbarer Ereignisse oder (b) als Folge von Einstellungs- und Verhaltensänderung der Partner (z.B. Entfremdung oder Wiederaufnahme einer Berufstätigkeit durch die Mutter) ergeben. Sie sind zwar die subjektiv relevanten Ereignisse, aus denen die konkreten Anpassungserfordernisse an das Partnersystem resultieren, aber sie zeigen per se noch keinen sozialen Wandel im soziologischen Sinne an.
2. Veränderungen *im Rahmen* einer ›gegebenen‹ familialen Lebensform. ›Gegebene‹ familiäre Lebensformen sind soziale Typisierungen, die dem Soziologen als Material seiner eigenen (soziologischen) Typenbildung dienen können; unsere *Übersicht 1* enthält wesentliche *soziale* Typisierungen dieser Art. Wenn Soziologen Veränderungen *innerhalb* eines solchen Typus (z.B. der Normalfamilie) feststellen, so bedeutet dies, genau gesprochen, daß die Häufigkeit von Subtypen, die nach *zusätzlichen* Merkmalen gebildet werden, sich verändern. Diese Typenbildung geschieht im Erfahrungshorizont *des Soziologen*, der immer wieder neue Typen (heute z.B. den Typus von Familien mit abhängiger Heimarbeit) ›entdeckt‹. Soziologische Typisierungen sind ja charakteristischerweise komplexer als soziale Typisierungen und können gerade deshalb mehr Veränderungen identifizieren.
3. Veränderungen *der Art* ›gegebener‹ familialer Lebensformen. Dies meint das Theorem einer ›Pluralisierung von familialen Lebensformen‹. Genau gesprochen handelt es sich hier um normative Auffassungsänderungen hinsichtlich dessen, was als akzeptable Form partnerschaftlicher oder elternähnlicher Sozialbeziehungen *im Erfahrungskontext der Öffentlichkeit* gilt. An die Stelle eines allgemein verbindlichen biographischen Standardentwurfs mit dem Zielwert »lebenslange Ehe mit Kindern« treten heute alternative, sozial akzeptierte Lebensentwürfe für Frauen und Männer, die sowohl die Möglichkeit permanenten Unverheiratetseins als auch permanenter Kinderlosigkeit (mit und ohne — verheirateten oder unverheirateten — Partner) einschließen. Sie sind charakteristischerweise durch eine hohe Priorität von Berufskarriere, teilweise aber auch lediglich durch eine hohe Akzeptanz des Strebens nach Unabhängigkeit und nach Selbstverwirklichung legitimiert.
4. Veränderungen hinsichtlich *der Häufigkeit* im Rahmen einer Pluralität ›gegebener‹ familialer Lebensformen. Dies wäre beispielsweise der Fall, wenn die Lebensform ›Alleinerziehende‹ oder ›nichteheliche Lebensgemeinschaft‹ immer größeren und dauerhaften Zustrom finden sollte, eine Feststellung, die in den Erfahrungskontext der *amtlichen Statistik*, subsidiär in den auch der empirischen Sozialforschung gehört. Die soziale Akzeptanz solcher Lebensformen ist hierfür eine notwendige, aber

keine hinreichende Bedingung. Inwieweit die ›alternativen Familienformen‹ tatsächlich eine dauerhafte eigenständige Attraktivität und Praktikabilität neben den normalfamilialen Formen entwickeln, scheint zumindest für die mit elterlicher Verantwortung verbundenen Formen eine zur Zeit noch durchaus offene Frage. Bis auf weiteres neige ich eher zur Vermutung, daß die zunehmende Häufigkeit von Erziehungsverhältnissen mit alleinerziehenden Eltern sowie von ›Onkel-Ehen‹ oder Stiefelternverhältnissen eher ein Verlegenheits- oder Notphänomen darstellt, ein Symptom für die Schwierigkeit, das Ideal einer ›normalen‹ Familienkarriere mit konkurrierenden Karriereansprüchen zu verbinden.

3. Überlastung oder Deinstitutionalisierung von Familie? Makrosoziologische Überlegungen

Auch wenn im vorangehenden zunächst die Differenz analytischer Unterscheidungen zu betonen war, so soll dies doch nicht über Zusammenhänge hinwegtäuschen, sondern diese vielmehr präzisierbar und dadurch erklärbar machen. Die an den Makroindikatoren des Geburtenrückgangs, gesunkener Heiratshäufigkeit und steigender Scheidungshäufigkeit, ablesbaren Attraktivitäts-, Stabilitäts- und Leistungsverluste des herkömmlicherweise einzig legitimen Familientypus sind offensichtlich. Und dabei handelt es sich keineswegs nur um ein akademisches Problem: Zumindest in der Bundesrepublik Deutschland gewährleisten die seit einem Jahrzehnt registrierten alters- und ehedauer-spezifischen Fruchtbarkeiten eine langfristige Reproduktion der Bevölkerung nur noch zu 60 bis 65 %, und es lassen sich als Konsequenz des daraus resultierenden Nachwuchsmangels zumindest erhebliche Anpassungsprobleme, wenn nicht krisenartige institutionelle Überlastungen verschiedener gesellschaftlicher Teilbereiche und die Wahrscheinlichkeit einer fortgesetzten Einwanderung absehen (vgl. Kaufmann 1975a; Bundesminister des Innern 1984). Die familialen Leistungen scheinen zum zentralen Engpaßfaktor der gesellschaftlichen Entwicklung zu werden. Trotz eines leichten Geburtenanstiegs im Jahre 1986 neigen Sozialwissenschaftler überwiegend dazu, eine Fortsetzung der bisherigen Trends für wahrscheinlicher denn eine Trendwende zu halten. Warum ist das so? Woher kommen die skizzierten Veränderungen im familialen Bereich?

Demographen und Familiensoziologen haben in den vergangenen Jahren versucht, auf diese Fragen Antworten mit den Mitteln der empirischen Sozialforschung zu finden.¹⁹ Damit wird jedoch *vorausgesetzt*, daß die wirksamen Bedingungen für die massenhaften Veränderungen im Erfahrungshorizont der befragten Frauen und ggf. Männer liegen. Zwar kann man durch die Auswertung von Befragungen zu differenzierten Aussagen über Bedingungskonstellationen gelangen, unter denen beispielsweise die Geburt eines ersten, zweiten oder dritten Kindes wahrscheinlich ist (so Kaufmann u.a.

1984), aber über die Faktoren, die ihrerseits solche Bedingungskonstellationen und ihre Veränderung langfristig beeinflussen, läßt sich mit dieser Methode grundsätzlich kaum etwas ausmachen; sie liegen offensichtlich jenseits des alltäglichen Erfahrungshorizonts. Was sich bei jungen Menschen als biographischer Entwurf bildet, inwieweit er sich realisiert oder enttäuscht wird, läßt sich zwar auf diese Weise feststellen, aber die Faktoren, die im Einzelfall identifizierbar sind, brauchen keineswegs die allgemein wirksamen zu sein. Es ist im Gegenteil plausibler, gerade diese allgemein wirksamen Faktoren als zumindest *außerhalb* des Aufmerksamkeits-, wenn nicht gar des Erfahrungshorizonts der meisten Zeitgenossen liegend zu vermuten, was jedoch nicht ausschließt, daß sie sich indirekt auch in deren Äußerungen niederschlagen.

Dies gibt Anlaß, die Perspektive zu wechseln und zu fragen, was sich denn aus in der Soziologie einigermaßen unbestrittenen *makrosoziologischen* Entwicklungstrends für die gesellschaftliche Verfassung der Familie deduzieren läßt. Dies ist natürlich zunächst ein hypothetisches Verfahren, dessen Ergebnisse jedoch insoweit an Plausibilität gewinnen, als sie sich zur schlüssigen Interpretation der Befunde familiensoziologischer Forschung eignen. Allerdings gilt es auch hier, feststellbare gesellschaftliche Entwicklungen einerseits und ihre gesellschaftstheoretischen Rekonstruktionen andererseits zu unterscheiden;²⁰ aus Raumgründen muß die Argumentation jedoch skizzenhaft bleiben.

Insoweit als gesamtgesellschaftliche Entwicklungstheoreme in der Literatur zur Erklärung familialer Veränderungen herangezogen werden, handelt es sich ganz überwiegend um Verweise auf langfristig gleichsinnige Entwicklungstendenzen: etwa Säkularisierung, Industrialisierung, Verstädterung, Demokratisierung, Bürokratisierung, Rationalisierung und Individualisierung, wobei diese Tendenzen heute häufig als Teilaspekte eines allumfassenden Modernisierungsprozesses interpretiert werden. Bezogen auf unser Thema erweisen sich jedoch derartige Langfristtheoreme für sich genommen als *unspezifisch*. Der international gleichartige Umbruch um die Mitte der sechziger Jahre ist so offenkundig, daß er als die *entscheidende Zäsur* für unsere heutigen Fragestellungen gelten muß.²¹

Richtet man das Augenmerk auf diese jüngste Zeit, so fallen eine Reihe spezifischer Entwicklungen ins Auge, die als Auslöser der skizzierten familialen Veränderungen in Frage kommen: die zunehmende Bildungsbeteiligung junger Frauen, die zunehmende Berufstätigkeit junger Mütter, die Verbreitung der ›Pille‹ und nicht zuletzt eine sich ändernde öffentliche Einstellung zur Sexualität. Gerade das weitgehend zeitliche Zusammentreffen dieser vier in den Lebenszusammenhang vor allem junger Frauen recht unmittelbar eingreifenden Entwicklungstendenzen gibt plausible Ansatzpunkte für die Erklärung *des Zeitpunkts* des Umbruchs. Hinzu kam, insbesondere in der Bundesrepublik, das Ende der Nachkriegsära mit ihren deutlich restaurativen Tendenzen und der intellektuell-moralische ›Aufbruch‹ der internationalen Studentenbewegung. All dies vollzog sich vor dem Hintergrund der längsten in der Wirtschaftsgeschichte bekannten Expansionsphase, die zu einer starken Steigerung der Massenkaukraft führte. Die sich damit eröffnenden zusätzlichen Optionen waren wiederum für die Frauen noch offenkundiger als für die Männer, so daß alles in allem die aktuellen Beobachtungen größerer

Unzufriedenheit der Frauen mit den vorherrschenden Partnerschaftsverhältnissen und überhaupt die weibliche Initiative im Prozeß der Umdeutung der Geschlechterrolle als eine recht offenkundige Reaktion auf Veränderungen im weiblichen Lebenszusammenhang interpretiert werden kann (hierzu ausführlich Beck-Gernsheim 1983).

Die Frage ist jedoch, inwieweit diese auslösenden Faktoren auch die langfristig wirksamen sind. Zweifellos ist hier eine Zäsur in der Weise eingetreten, in der Frauen sich einer Familienkarriere überantworten: Die biographische *Selbstverständlichkeit* von Ehe und Mutterschaft ist geschwunden; sie sind zur Angelegenheit einer mehr oder weniger freien *Entscheidung* geworden. Als öffentlicher Bewußtseinswandel war dies eine Angelegenheit von wenigen Jahren, und alles spricht dafür, daß dies ein *irreversibler Prozeß*, ein ›qualitativer Sprung‹ gewesen ist, der durch keine ›Tendenzwende‹ mehr rückgängig zu machen ist.

Man *kann* diesen Vorgang als ›Deinstitutionalisierung‹ von Familie kennzeichnen, wenn man den Institutionenbegriff Gehlens zugrunde legt.²² Gehlen geht von einem im Grunde an archaischen Gesellschaften gewonnenen Institutionenkonzept aus, das für seine Erklärungskraft die umfassende Einbindung des Individuums in *eine* soziale Gruppe voraussetzt, wie das in Stammesgesellschaften und selbst noch den dörflichen Gemeinschaften der frühen Neuzeit durchaus der Fall war. Was sich — genauer gesehen — in jüngster Zeit vor allem ereignet hat, ist die Befreiung der Frau vom *exklusiven* Anspruch der Familienkarriere, also von der *umfassenden* Regelung ihres Lebenszusammenhangs durch die ›Institution Familie‹.²³ Genau dies bedeutet Deinstitutionalisierung und damit Freisetzung der Subjektivität im Sinne Gehlens, doch ist diese grundsätzlich für alle modernen Lebensverhältnisse charakteristisch (vgl. Gehlen 1957). Der Charakter sozialer Regelungen wandelt sich, sobald sie nicht mehr als umfassende Wirklichkeitsbestimmung, sondern als *partikuläre* Sinnzusammenhänge erfahren werden. Damit verlieren sie jedoch nicht ohne weiteres ihren Charakter als *Sinnzusammenhang* und ihre entlastende Funktion. Der Gehlensche Institutionenbegriff ist zu undifferenziert, um die gegenwärtigen familialen Veränderungen angemessen zu begreifen.

Wenn in jüngster Zeit eine Deinstitutionalisierung von Familie stattgefunden haben sollte, so kann als Kontrastfolie eines ›vollinstitutionalisierten‹ Zustandes nicht irgendeine prämoderne Familienverfassung, etwa die des Riehlschen ›ganzen Hauses‹ herangezogen werden. Vielmehr muß der Gedanke gewagt werden, daß der Vergleichszustand unserer Krisendiagnosen sich auf eine relativ kurze Zeitspanne, nämlich in der Bundesrepublik auf die späten fünfziger und die frühen sechziger Jahre bezieht, die sich durch eine besonders hohe Selbstverständlichkeit von familienbezogenen Lebensperspektiven wie auch besonders hohe Heirats- und demzufolge auch Geburtenziffern sowie niedrige Scheidungs- und Unehelichenquoten auszeichnen. Auch in anderen Ländern Europas hat der Nachkriegsaufschwung zunächst zu besonders günstigen Makroindikatoren familialer Stabilität geführt,²⁴ so daß der Gedanke keineswegs abwegig erscheint, die Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg als einen *Höhepunkt* der Institutionalisierung moderner Familienverhältnisse aufzufassen. Demzufolge wäre die Modernisie-

rung der Familie keineswegs als Verfallsgeschichte zu interpretieren. Dies ist durchaus vereinbar mit unserem in jüngster Zeit stark gewachsenen Wissen zur Sozialgeschichte von Familie und Kindheit.

Wir müssen also zuerst die *Erfolgsgeschichte* der modernen Familie begreifen, bevor wir über ihre Krise mutmaßen können. Entgegen dem Anschein und den seit Mitte des 19. Jahrhunderts fortgesetzten Behauptungen über eine ›Krise der Familie‹ haben die familialen Zusammenhänge seit Beginn der Neuzeit aufs Ganze gesehen an sozialer Stabilität zunächst gewonnen. Dies wird deutlich, wenn wir die Konstituierung des modernen Typus der privatisierten ›Normalfamilie‹ als Ergebnis eines strukturellen Differenzierungsprozesses von Gesellschaft begreifen.²⁵ Strukturelle Differenzierung bedeutet institutionelle Verselbständigung und soziale Entflechtung spezifischer Funktionsbereiche, dies muß als ein durchgehender Grundzug neuzeitlicher Entwicklungsprozesse angesehen werden. In dem Maße, wie sich die religiösen (Kirchen), politischen (Staat), ökonomischen (Marktwirtschaft) und dienstleistenden (Gesundheits-, Bildungs- und Sozialwesen) Organisationsgeflechte entwickelt und institutionell verselbständigt haben, verloren die traditionellen lokalen und familialen Gemeinschaften bestimmte Aufgaben, so daß sozusagen komplementär eine Spezialisierung der sich verselbständigenden, d.h. privatisierenden Kernfamilien auf die Funktionen der Sozialisation des Nachwuchses sowie der Regeneration, emotionalen Stabilisierung und Motivation der Familienmitglieder möglich wurde. Diese Spezialisierung ermöglichte gleichzeitig eine erhebliche Leistungssteigerung in den nunmehr zentral zugeschriebenen Funktionsbereichen. Die Institutionalisierung der auf Intimfunktionen spezialisierten ›privatisierten Kernfamilie‹ läßt sich als Etablierung einer im Prinzip überaus robusten und anpassungsfähigen Lebensform begreifen, deren Kohäsion im wesentlichen auf der emotionalen Bindung der Familienmitglieder beruht. Gesellschaftlich relevant sind in erster Linie die familialen Beiträge zur quantitativen und qualitativen Nachwuchssicherung, aber auch zur Erhaltung von Arbeitsvermögen und Arbeitsmotivation. Der hohe Stellenwert der Kindererziehung wurde zuerst im Bildungsbürgertum realisiert, doch hat die Konkurrenz um Bildungschancen mittlerweile das familiäre Engagement für das Fortkommen der Kinder auf breiter Ebene verallgemeinert.

Was wir differenzierungstheoretisch als Ausdifferenzierung der privatisierten Kernfamilie interpretieren können, erscheint historisch als ein durchaus vielschichtiger Prozeß. Die Stabilität vormoderner Familienverhältnisse war im wesentlichen von den ökonomischen Verhältnissen abhängig, so daß breite Bevölkerungskreise von einer legalen Familiengründung ausgeschlossen wurden. Im 19. Jahrhundert verschwanden dann allmählich die bis dahin weit verbreiteten grundherrlichen, gemeindlichen und staatlichen Eehindernisse, und die Ehevoraussetzungen wurden im wesentlichen auf den Konsens der Partner reduziert. Dennoch bestanden weiterhin große Schicht-, um nicht zu sagen Klassenunterschiede hinsichtlich der ökonomischen und sozialen Chancen der Familienführung, die sich auch in sehr unterschiedlichen familialen Sitten und Motivlagen ausdrückten. Vor allem im proletarischen Milieu der werdenden Industriearbeiterschaft konnten sich familiäre Strukturen, die ein ausreichendes Sozialisationsmilieu für Kinder

boten, erst sehr allmählich entwickeln. Oftmals unter disziplinierender Mitwirkung betrieblicher Sozialpolitik (hierzu Schultheis, i. d. Band), aber auch in gewerkschaftlicher Selbsthilfe und durch gemeindliche Wohnungs-, Gesundheits- und Bildungspolitik stabilisierten sich die Familienverhältnisse der durch niedrige Löhne, Alkoholismus, Frauen- und früher auch Kinderarbeit und nicht zuletzt durch mangelndes Wissen beeinträchtigten Unterschichten erst im Laufe dieses Jahrhunderts (vgl. Rotenbacher 1987). Die Einschmelzung der subkulturellen Milieus des Adels, des Bauertums, der Arbeiterschaft sowie des Groß- und Kleinbürgertums erfolgte im wesentlichen im Gefolge der beiden Weltkriege und mit der zunehmenden Wirksamkeit der Massenmedien, insbesondere des Fernsehens. Der Heiratsstatistik können wir entnehmen, daß der Anteil der Verheirateten an den jeweiligen Altersklassen im Laufe des 20. Jahrhunderts langfristig zugenommen hat und um 1960 mit über 90 % den Anteil der praktisch Heiratsfähigen und damit den statistischen Höhepunkt der Inklusion erreicht haben dürfte.

Die Universalisierung der Erwartung, daß jedermann als Bestandteil seiner Normalbiographie eine durch das herkömmliche Familienideal und die damit verbundenen familienzyklischen Vorstellungen vorstrukturierte ›Familienkarriere‹ (hierzu Kaufmann u.a. 1982) einzuschlagen habe, ist also vergleichsweise jungen Datums. Und was dabei als ›herkömmlich‹ oder gar traditionell galt, ist bei genauerem Zusehen eine recht junge Synthese zwischen Elementen des im 19. Jahrhundert entstandenen bürgerlichen Familienideals mit solchen des erst im 20. Jahrhundert Profil gewinnenden lohnarbeitsabhängigen Familientypus: das ›mittelschichtsspezifische‹ Familienleitbild.²⁶

Aus differenzierungstheoretischer Sicht folgte diese hier nur anzudeutende historische Entwicklung mit einer gewissen Zwangsläufigkeit aus den dominierenden Modernisierungstendenzen. Sie erklärt die vor dem Hintergrund bisheriger Menschheitsgeschichte ja evolutionär unwahrscheinlichen Gesellschaftsentwicklungen der Neuzeit durch ein neuartiges, zuerst von Durkheim herausgearbeitetes Integrationsprinzip, das man als *Stabilisierung durch funktionale Spezialisierung* abkürzend bezeichnen kann. Mit der Entstehung eines verinnerlichten bürgerlichen Familienideals im Zeitalter der Romantik wurde jene der modernen Familie eigene ›Funktionslogik‹ vorentworfen, die sich heute etwa auf die Kurzformel »Interaktion steigert Sympathie und Solidarität, ermöglicht Glück und Gemeinsamkeit, was in der übrigen Welt verlorengeht« zusammenziehen läßt. Es ist der Erfahrungszusammenhang von Intimität und Privatheit, der sich im Kontext von Familie nunmehr stabilisiert und gleichzeitig aus den übrigen, tendenziell anonymer werdenden Gesellschaftsbereichen verschwindet (hierzu Hondrich 1982). Inwieweit diese Erfahrungsmöglichkeit durch konkrete Paare und Familien in die Wirklichkeit umgesetzt werden kann, ist natürlich eine andere Frage; daß jedoch die Bedingungen eines *erfolgreichen* Familienlebens von Sympathie und Solidarität abhängig sind und daß die *Erwartungen* derjenigen, die sich für eine Familienkarriere entscheiden, heute gerade auf diese Leistungen und Erfahrungen gerichtet sind, dürfte schwerlich zu bestreiten sein.

Im Lichte der angedeuteten differenzierungstheoretischen Interpretation ist also die verbreitete Vorstellung unrichtig, die Dynamik der neuzeitlichen Wirtschafts- und Tech-

nikentwicklung habe sich nur mit Hilfe vorneuzeitlicher Traditionen stabilisieren lassen, die jedoch im Zuge der Modernisierung allmählich erodieren. Wesentlich mehr spricht dafür, daß im Zuge der Entwicklung der neuzeitlichen Gesellschaftsformation auch deren heute als traditional oder relativ statisch geltenden Bereiche »Religion« oder »Familie« sich durch den Prozeß ihrer Ausdifferenzierung selbst verändert und dabei an Stabilität und Leistungsfähigkeit *grundsätzlich* gewonnen haben. Wie aber sind im Horizont dieser Perspektive die gegenwärtigen Krisensymptome zu interpretieren? Es spricht ja im Grunde nichts dafür, daß der gesamtgesellschaftliche Modernisierungsprozeß seit der Mitte der sechziger Jahre zum Stillstand gekommen sei oder eine grundsätzlich andere Richtung genommen habe. Wie also ist dieses so offensichtliche »Umkippen« der Makroindikatoren der Familienverfassung in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre zu erklären? Inwieweit zeigen sie eine Destabilisierung des modernen Familientypus an?

Was das »Umkippen« selbst angeht, so wurden die entscheidenden Erklärungsmomente bereits angedeutet: Im Zuge eines »neuen Modernisierungsschubs« wurde auch der weibliche Lebenszusammenhang faktisch und normativ von Ansprüchen erfaßt, die in ideeller Hinsicht auf die Aufklärung (»The pursuit of happiness«), in faktischer Hinsicht auf gesellschaftliche Interessen an besser ausgebildeten, jungen weiblichen Arbeitskräften zurückzuführen sind. Die technische Perfektionierung der Empfängnisverhütung verstärkte gleichzeitig die immer selbstverständlicher werdende Trennung von Geschlechtsbeziehungen und Fortpflanzung und ermöglichte damit vor allem jungen Frauen eine bis dahin unerhörte Verfügung über ihren eigenen Körper. Dies alles hatte nachhaltige Wirkungen auf die Veränderung der Partnerschaftsbeziehungen innerhalb und außerhalb der Ehe und eröffnete den Frauen Optionen und Legitimationen für biographische Entwürfe, in denen einer Familienkarriere wiederum keine oder nur eine untergeordnete Funktion zukommt. Gleichzeitig wurde damit im Rahmen (ehelicher und nichtehelicher) Dauerpartnerschaften das *Doppelverdienertum* zur Regel. Und da die ohnehin nicht eben großzügige staatliche Familienpolitik den völligen oder teilweisen Erwerbsverzicht eines Partners (meist der Frau) überhaupt nicht honoriert, wird das Kinderhaben immer stärker zum »schlechten Geschäft«. In der Sprache der Ökonomen: Stärker noch als die unmittelbaren Kosten sind die »Opportunitätskosten« für Kinder gestiegen, d.h. der damit verbundene Verzicht auf andere Möglichkeiten, z. B. auf Einkommen, Karriere oder Freizeit.

Diese Erweiterung der individuellen Handlungsspielräume und die damit verbundenen Individualisierungsprozesse stellen ihrerseits ein durchgehendes Moment der Modernisierung dar, das jedoch die weiblichen Lebenszusammenhänge mit einigen Jahrzehnten Verspätung erfaßt hat. Die Erweiterung des weiblichen Handlungsspielraums verschiebt auch die *Machtbalance* zwischen den Geschlechtern zugunsten der Frauen. Sie sind nun nicht mehr auf Heirat angewiesen und können sich im Falle eines Scheiterns der Ehe eine Scheidung eher erlauben. Wenn heute Gewicht und Dauer einer Familienkarriere eine Angelegenheit freier Wahl für beide Geschlechter geworden sind, so entspricht dies grundsätzlich durchaus dem Gesetz der Gleichheit, unter dem die Moderne angetreten ist. Ob und inwieweit dies zur Entstehung alternativer *Familientypen*, d.h.

zur Abkehr vom kernfamilialen Modell der Pflege und Erziehung von Kindern führt, läßt sich daraus jedoch nicht ableiten. Zumindest bisher sind alternative Lebensarrangements für den Nachwuchs, die sich durch ähnliche Zweckmäßigkeit und Plausibilität auszeichnen, nicht in Sicht.

Welche *Priorität* auf Dauer der Familienkarriere in den weiblichen *und* männlichen Lebensentwürfen zukommt, erscheint aus gesellschaftstheoretischer Sicht zunächst recht offen. Wenn den in Abschnitt 2 kurz referierten Untersuchungsergebnissen zur Struktur biographischer Entwürfe junger Frauen zu trauen ist, so steht zu erwarten, daß in Zukunft ein erheblicher Teil der Frauen auf Mutterschaft zugunsten anderer Formen der Selbstverwirklichung verzichten wird. Ein weiterer erheblicher Anteil dürfte versuchen, Berufstätigkeit und Familientätigkeit miteinander zu verbinden, was im Ergebnis zu kinderarmen (vollständigen oder unvollständigen) Familien führen dürfte. Es werden aus unserem Untersuchungsmaterial aber auch Motivkonstellationen erkennbar, die eine hohe Priorität für familiäre Aufgaben erkennen lassen, und es dürfte vor allem diese Frauengruppe sein, die zur Entstehung der aus demographischen Gründen dringend gewünschten kinderreichen Familien beitragen *könnte*.

In welchem Umfang diese drei Entscheidungsperspektiven weiblicher Lebenszusammenhänge Wirklichkeit werden, hängt jedoch nicht nur von individuellen, sondern auch von gesamtgesellschaftlichen Veränderungen und Vorgaben ab. Sie betreffen zum einen die familiäre Rolle des Mannes, die angesichts der mutmaßlich irreversiblen Veränderungen weiblicher Lebenszusammenhänge einem nachhaltigen Veränderungsdruck unterliegt (hierzu Beck-Gernsheim 1980; Raisch 1986). Sie betreffen des weiteren die politische und ökonomische Anerkennung der Wahrnehmung von Elternaufgaben: Hierbei geht es nicht nur um den Familienlastenausgleich, sondern vielleicht noch stärker um die Anerkennung der Familientätigkeit im Bereich der kollektiven Altersversorgung und im Berufsleben selbst: Rechtliche, betriebliche, infrastrukturelle und arbeitsmarktbezogene Gegebenheiten stellen heute betriebliche Belastungen für *beide* Elternteile dar, wenn sie eine Vereinbarkeit von Familien- und Berufstätigkeit anstreben (hierzu BMJFG 1984).

Kulturkritische Verfallspropheten der Familie und emanzipationsbesessene Apologeten alternativer Lebensstile sehen den Grund für die zunehmende Kinderarmut gleichermaßen in der Attraktivität freier Liebe, die sich weder den Konsequenzen ehelicher Bindung noch denjenigen elterlicher Verantwortung zu unterwerfen braucht. Die Ergebnisse der empirischen Sozialforschung (vgl. Schumacher/Vollmer 1982; Köcher 1986) lassen jedoch eine Neigung zur freien Liebe als Lebensform kaum erkennen, vielmehr herrscht allgemein eine hohe Wertschätzung von Familie als Zentralelement eines glücklichen Lebens vor. Die familialen Ideale scheinen sich seit den sechziger Jahren nur unwesentlich — am ehesten hinsichtlich einer gesteigerten Bedeutung der Gleichberechtigung und der Vaterrolle — gewandelt zu haben.

Worauf ist dann jedoch die offensichtlich geringere Attraktivität, Stabilität und Produktivität von Familie zurückzuführen? Neben den bereits angedeuteten praktischen Schwierigkeiten und ökonomischen Benachteiligungen sei abschließend noch einmal

auf gesellschaftstheoretisch ableitbare Zusammenhänge hingewiesen, die die Vielfalt der eruierten Einzelursachen in einer übergreifenden Perspektive verständlicher machen sollen.

Im Begriff der *Modernität*, den wir hochdifferenzierten, zeitgenössischen Gesellschaften zu ihrer globalen Kennzeichnung geben, kommt ein bisher nur wenig systematisch bedachtes Merkmal zur Geltung, nämlich ihre innere Dynamik, die von den Gesellschaftsgliedern als fortgesetzter Wandel erfahren wird. Geht man von der Begriffsgeschichte aus, billigt man also dem Wort als Sprachnorm Indikatorqualität zu, so gewinnt im Begriff der Modernität die *Wandelbarkeit normative Qualität*.²⁷ Im Unterschied zum Fortschrittsbegriff sind jedoch im Begriff der Modernität die Erfahrung und Erwartung des Wandels nicht mehr unilinear gerichtet. Zukunft ist nicht mehr als kollektive Verheißung, sondern nur noch als Raum des Möglichen bestimmend. Im Begriff der Modernität wird somit die Vorstellung normativ, daß die Dynamik der neuzeitlichen Entwicklung nicht zu einem neuen, stabilen Endzustand tendiert, sondern daß nicht endende Änderungs-, Anpassungs- und Lernprozesse für den Gesellschaftszustand konstitutiv sind. Dies trifft sich mit unserer Erfahrung über dominierende Entwicklungstendenzen der realen Vergesellschaftung, die ja ebenfalls durch fortgesetzte Veränderungen und dadurch resultierende Anpassungsnotwendigkeiten gekennzeichnet ist; der kulturelle Komplex verdankt somit seine Plausibilität realen Prozessen. *Was sich heute als krisenhafte Symptomatik familialer Lebensformen manifestiert, läßt sich auch als soziales Wirksamwerden des kulturellen Komplexes ›Modernität‹ im Bereich von Familie interpretieren.*

Es erscheint also fragwürdig, die jüngsten Entwicklungstendenzen als Übergang zu einer ›Postmoderne‹ zu qualifizieren. Was die Propheten des Zeitgeistes als ›postmodern‹ bezeichnen, ist vielmehr ein Reflexionsschub im Horizont der Moderne, ein Manifestwerden von Folgeproblemen der Modernisierung, die damit deutlicher als in früheren Phasen Distanz von einem naiven Fortschrittsglauben bewirken. Solche Einsichten können zwar Anstöße zur Suche nach ›postmodernen‹ Produktions- und Reproduktionsmustern geben, aber bisher sind Lebensperspektiven, die dem Zirkel sich beschleunigender Anpassungsvorgänge entkommen, allenfalls bei marginalen Minderheiten im Entstehen.

Die innere Dynamik moderner Gesellschaften resultiert aus der Inkongruenz der ›Eigenlogiken‹ der funktional ausdifferenzierten Gesellschaftsbereiche. Die Entfaltung der wirtschaftlichen (Nutzenmaximierung), politischen (Machterhaltung) und familialen (emotionale Bedingung) Rationalität führt in erster Linie zur bereits angedeuteten bereichsspezifischen Leistungssteigerung, aber in der Folge auch zu *Interdependenzproblemen*, wodurch die praktischen Konsequenzen unterschiedlicher Anforderungsprofile aufeinanderprallen. Auf der Individualebene äußern sich derartige Interdependenzprobleme funktional spezialisierter Lebensbereiche beispielsweise als Konflikte zwischen akzeptierten Normkomplexen, als Konkurrenz um Zeit, Kraft und Zuwendung, als Überdehnung der Möglichkeiten zur Erlebnisverarbeitung, als Identitäts- und Entscheidungszumutungen in ungewissen und unüberschaubaren Situationen und als

Überlastung mit Verantwortlichkeiten. Zeitknappheit, psychische Erschöpfung, Problemverdrängungen, Angstzustände und Hektik können als typische Symptome gelten. Als typische Muster der Problemverarbeitung werden dann etwa Rollendistanz, Ambiguitätstoleranz, zeitliche Sequenzierung von Commitments, soziale Trennung der Funktionsbereiche und balancierende Identitätskonstruktionen empfohlen.

Versuchen wir, die damit angedeutete generalisierte Situation des Individuums unter den Bedingungen raschen und legitimierten sozialen Wandels in handlungstheoretischer Perspektive zu rekonstruieren, so ergeben sich folgende Schlußfolgerungen:

- die Realisierbarkeit persönlicher Zielsetzungen in der Zukunft steht unter hohen Risiken,
- Folgeprobleme bestimmter Entscheidungen sind tendenziell unabsehbar,
- flexible Handlungsstrategien erscheinen aussichtsreicher als langfristige Festlegungen,
- die Disponibilität von Ressourcen für noch nicht feststehende Zwecke wird zum zentralen Moment persönlicher Sicherheit.

Wenn diese Analyse zutreffen sollte, so würde die *Widerrufbarkeit* oder zeitliche Befristung persönlicher Verpflichtungen zur strategischen Maxime. ›Selbstverwirklichung‹ gerät unter solchen Bedingungen zur Legitimationsformel der Relativierung aller sozialen Verbindlichkeiten.

Diese generalisierte Handlungssituation steht im Widerspruch sowohl zu den normativen Leitbildern als auch zu den realen Anforderungen des bisherigen neuzeitlichen Familientypus: Deshalb verliert das Leitbild der lebenslangen Ehe an Verbindlichkeit und idealisiert sich; die Verantwortlichkeit der Eltern wird durch die Autonomieansprüche und die daraus folgenden Normen zunehmender Eigenverantwortlichkeit der Kinder relativiert; Reziprozitätsverpflichtungen verlieren an Gewicht. Auch wenn die Sehnsucht nach einer festen familialen Bindung weiter bestehen bleibt, so wächst doch auch das Bewußtsein, daß man sich darauf nicht verlassen kann. Die Ehescheidung verliert an Dramatik, die Trennung von Intimbeziehungen und Fortpflanzung wird selbstverständlich. Partnerbeziehungen außerhalb institutionell verbindlicher Formen werden zwar nicht zum Ideal, aber zum brauchbaren Surrogat.

Ob und inwieweit diese zunehmenden Streßerfahrungen auch zu einer offenen Kontestation der institutionellen Leitbilder führen werden, die ihre Idealität auf Dauerhaftigkeit begründen — die ›ewigen Wahrheiten‹ der Religion, die ›Unauflöslichkeit der Ehe‹ —, scheint im Augenblick noch offen. Möglicherweise weisen sie als kontrafaktische Idealisierungen durchaus noch einen gewissen Funktionswert auf.

4. Zusammenfassung

Ziel unserer Überlegungen war es, zum Verständnis aktueller familialer Entwicklungstendenzen beizutragen. Dies geschah durch parallele Argumentation auf drei Ebenen:

1. der Ebene empirischer Erhebungen über Veränderungen familialer Lebensverhältnisse und Einstellungen, also mit Bezug auf die Familie als Gruppe;
2. der Ebene des Wandels von Ideen und familialen Leitbildern, unter Einschluß der Rechtsnormen, also mit Bezug auf die Familie als Institution;
3. der Ebene makrosoziologischer Interpretationen des Verhältnisses von Familie und Gesellschaft, also mit Bezug auf Familie als ausdifferenzierten gesellschaftlichen Funktionsbereich.

Die empirischen Beobachtungen lassen tiefgreifende Veränderungen in der Art und Weise vermuten, in der Familie gelebt wird. Sie haben Spekulationen genährt, denen zufolge wir es mit einer ›Krise der Familie‹ oder ›Deinstitutionalisierungstendenzen der Familie‹ zu tun haben. Eine ›Pluralisierung familialer Lebensformen‹ soll demzufolge an die Stelle der bisherigen ›Normalfamilie‹ oder ›privatisierten Kernfamilie‹ treten.

Diese im wesentlichen beschreibenden Diagnosen lassen sich system- und modernisierungstheoretisch interpretieren: Die Dynamik moderner Gesellschaftsentwicklung setzt alle auf Dauerhaftigkeit gerichteten institutionellen Legitimationen unter zumindest faktischen, wenn nicht auch normativen Druck. Die Vervielfältigung der Möglichkeiten, die aus der fortgesetzten Differenzierung und Komplexitätssteigerung von Gesellschaft resultiert, wird auf der Ebene der Individuen als Wahlfreiheit, aber auch als Entscheidungsnotwendigkeit erfahrbar. Die funktionale Differenzierung von Gesellschaft bringt für die Individuen das Erfordernis der Partizipation an verschiedenen, in ihren Regelungsformen voneinander unabhängigen Funktionsbereichen mit sich. Hieraus resultiert eine Vervielfachung schlecht koordinierter Anforderungen und Verpflichtungen an die alltägliche Lebensführung, die nur durch flexible Selbststeuerung der Individuen miteinander in lebensdienlicher Weise vereinbar gemacht werden können. *Übersicht 2* faßt die wesentlichen Zusammenhänge, auf die im Laufe unserer Argumentation hingewiesen wurde, noch einmal zusammen.

ÜBERSICHT 2: Gesellschaftliche Entwicklungen und Familie.

Analyseebene	gesellschaftliche Prozesse	Auswirkungen im familialen Bereich
strukturelle	funktionale Differenzierung	Institutionalisierung der Familie als kindzentriertes System
	zunehmende Interdependenz	Familiärer Streß, Überlastung mit Verantwortlichkeit

Analyseebene	gesellschaftliche Prozesse	Auswirkungen im familialen Bereich
kulturelle	Individualisierung	Emanzipationsschübe, Zurückhaltung gegenüber langfristigen Festlegungen
	Modernisierung	
gruppenbezogen-interaktive	Veränderung der Machtbalancen	Geschlechtsrollenkonflikte, Ambivalenz familialer Rollen
individuale	Vervielfachung schlecht koordinierter Anforderungen und Verpflichtungen	prekäre Identitäten, Notwendigkeit flexibler Selbststeuerung

Die Forderung nach Unabhängigkeit und Selbstverwirklichung, die Kritik an Institutionen, die einen Anspruch auf umfassende Normierung von Lebenszusammenhängen erheben, haben zentral mit dieser neuartigen Lebenssituation zu tun, die für breite Bevölkerungskreise erst in der langen Phase der Wohlstandssteigerung nach dem Zweiten Weltkrieg erfahrbar wurde. Und die Akzeptanz der fortgesetzten gesellschaftlichen Dynamik, trotz der damit verbundenen und immer offenkundiger werdenden Risiken, ruht zentral auf der Verheißung von noch mehr Handlungsspielräumen, einer noch größeren Wahlfreiheit der Lebensperspektiven — konkret am Beispiel von Familie: der Perfektionierung der Möglichkeit, keine unerwünschten Kinder zu bekommen und jeden Kinderwunsch auch im Falle biologischer Beeinträchtigungen zu realisieren.²⁸ In dem Maße also, wie ›jedermann‹ und ›jedefrau‹ im Zuge ökonomischer und wohlfahrtsstaatlicher Expansion Teilhabechancen an allen wichtigen gesellschaftlichen Funktionsbereichen eröffnet wurde, haben sich die männlichen und insbesondere weiblichen Lebensperspektiven erweitert und hinsichtlich ihrer Möglichkeiten so sehr vervielfältigt, daß die jeweiligen konkreten Lebensläufe immer weniger prognostizierbar, immer ›aleatorischer‹ werden.²⁹

Diese wachsende Aleatorik von Lebensläufen ergibt sich in erster Linie aus der Perspektive des beobachtenden Dritten; aus der Sicht der Beteiligten werden die faktischen Sequenzen und simultanen Kombinationen von Elementen unterschiedlicher ›Karrieren‹ als ›Identität‹ und ›Biographie‹ verarbeitet, d.h. in eine zumindest subjektiv plausible Ordnung gebracht. In dem Maße jedoch, wie die sozialen Verbindlichkeiten bestimmter Karrierenverläufe sinken, wird den Individuen eine erhöhte Ordnungsleistung zugemutet, Identität wird prekärer, Kontingenzerfahrungen, die den Lebenssinn in Frage stellen, werden wahrscheinlicher.

Die Vervielfältigung der biographischen Möglichkeiten hat insbesondere den *weiblichen* Lebenszusammenhang in den letzten Jahrzehnten entscheidend verändert und schlägt sich in einer sinkenden Attraktivität *langfristiger* familialer Festlegungen wie der Eheschließung und der Übernahme von Elternverantwortung nieder.³⁰

Eine genauere Untersuchung der *institutionellen* Veränderungen ließ jedoch erkennen, daß die vermuteten Deinstitutionalisierungstendenzen lediglich den Normkomplex der Ehe, nicht jedoch denjenigen der Elternschaft betreffen. Noch genauer: Die zu-

nehmende Differenzierung zwischen Ehe und Elternschaft — also wiederum die Forderung nach freier Kombinierbarkeit! — scheint das bezogen auf den früheren Zustand ›deinstitutionalisierende‹ Moment zu sein, denn eigentlich *alternative* Partnerschafts- oder gar Elternschaftsleitbilder blieben bisher auf (zumeist intellektuelle) Subkulturen beschränkt und haben sich auch dort noch nicht als dauerhafte Lebensarrangements bewährt. In breiten Schichten der Bevölkerung gilt ein ›glückliches Familienleben‹ herkömmlicher Art immer noch als besonders wichtiges Element des Lebensentwurfs. Wie ein Zeitvergleich von in engerem Sinne familialen Lebensformen, d.h. Haushalten mit Kindern, anhand von Mikrozensus-Daten zeigte, sind zumindest in der Bundesrepublik die Häufigkeitsveränderungen keineswegs so gravierend, daß von einem nachhaltigen neuen Trend gesprochen werden könnte. Stiefelternverhältnisse und alleinerziehende Elternschaftsverhältnisse scheinen nach wie vor überwiegend als Familienformen zweiter Wahl, als Anpassungsleistungen von Individuen an die gestiegenen Schwierigkeiten zu fungieren, eine lebenslange oder zumindest für den Zeitraum der Kindererziehung bestehende Ehe zu führen. Kindsvernachlässigungen oder gar Kinderweggabe sind im Vergleich zu früheren Jahrhunderten so selten geworden, daß wir in der Dimension von Elternschaft sogar von einer *zunehmenden* Institutionalisierung im Laufe dieses Jahrhunderts sprechen können. Aktuellster Ausdruck dieser Institutionalisierungstendenz ist die Aufwertung der *Vater-Kind-Beziehung* als Korrelat der Veränderungen der Geschlechtsrollentypik.

Wir halten daher die Deinstitutionalisierungsthese für weniger angemessen als die Vorstellung, daß — bei partiellem Umbau der Geschlechtsrollentypik — die institutionellen Grundlagen des modernen Ehe- und Familienverständnisses im wesentlichen intakt sind, daß es aber in Folge der skizzierten Überforderungstendenz für die Individuen immer schwieriger wird, den Perspektiven grundsätzlich akzeptierter Leitbilder zu entsprechen. Deshalb wird auch ihre *strenge* Verbindlichkeit in Frage gestellt, ohne daß doch überzeugende Alternativen propagiert werden. Dieser Vorgang sei als *Idealisierung* des Familienleitbilds bezeichnet.

Vor dem Hintergrund dieser Diagnose erscheint die aus unseren empirischen Untersuchungen resultierende Typik weiblicher biographischer Entwürfe (vgl. Anmerkung 15) als durchaus plausibel: Vor die Wahl zwischen Familien- und Berufskarriere gestellt, entscheiden sich die einen für eine Berufskarriere unter Verzicht auf Kinder, andere entscheiden sich aus eher traditionellen oder auch pädagogischen und selbstverwirklichungsbezogenen Motiven für eine Priorität der Familienkarriere, während eine Zwischengruppe beides auf reduziertem Niveau zu realisieren versucht. Inwieweit solche Einstellungsmuster in die Wirklichkeit umgesetzt werden, hängt natürlich von vielfältigen Bedingungen im Bereich der Partnerschaft, der räumlichen und sozialen Umwelt, sowie der Chancenstrukturen ab, die mit familialen und beruflichen Karrieren verbunden sind.

Umweltbedingungen und Chancenstrukturen sind denn auch die Ansatzpunkte für mögliche *politische Maßnahmen*, die im Hinblick auf eine Stabilisierung der Motivation und Chance zur Elternschaft und zu dauerhaften Partnerschaftsverhältnissen getroffen

werden können. Die Partnerschaftsbeziehungen selbst bleiben dabei nicht nur normativ, sondern auch faktisch außerhalb des staatlichen Einflusses — »Der Staat hat nichts in den Schlafzimmern zu suchen«. Das spricht jedoch nicht gegen staatliche Maßnahmen, die die strukturbedingten Nachteile einer ›Investition in Familie‹ zu beseitigen suchen. Aus der hier entwickelten Perspektive stellt sich die Aufgabe staatlicher Familienpolitik im wesentlichen dar als gesellschaftliche Anerkennung der Gleichwertigkeit von Familientätigkeit und Berufstätigkeit, als Bemühen zur Gewährleistung gesellschaftlicher Nachwuchssicherung und Humankapitalbildung durch ökonomische Anerkennung und versorgungsrechtliche Stabilisierung der Familienkarriere als einer *langfristigen* Lebensperspektive sowie durch Maßnahmen, die eine gleichzeitige oder sukzessive Verbindung von Familien- und Berufskarriere ermöglichen sollen. Es geht also insbesondere um Maßnahmen, die die familiäre Erziehungstätigkeit für Mann und Frau in ihren ökonomischen Konsequenzen einer Erwerbstätigkeit annähern, also einen Verzicht auf beiderseitige Vollzeiterwerbstätigkeit finanziell kompensieren, und zwar nicht nur hinsichtlich der aktuellen Familieneinkommen, sondern vor allem hinsichtlich der Anwartschaften auf persönlich zurechenbare Alterseinkommen. Die eigenständige soziale Sicherung der Frau wird unter Bedingungen, die die lebenslange Ehe nicht mehr als Normalfall voraussetzen können, zu einem zentralen gesellschaftspolitischen Postulat. Sie dürfte unter Bedingungen, wo Ehe und Familie im wesentlichen aus der ›Verknotung‹ individueller Biographien resultieren, am ehesten geeignet sein, die ehelichen Friktionen im Versorgungsbereich zu minimieren.

Anmerkungen

- ¹ Eine bemerkenswerte Ausnahme bildet die soziologisch und sozialgeschichtlich ansetzende Studie von Linde, 1984.
- ² Systematisch hierzu Neidhardt 1975a, Schäfers 1980, Tyrell 1983.
- ³ Der Begriff stammt aus der amerikanischen Soziologie, vgl. zusammenfassend Wehler 1975. In der deutschen Diskussion ist die ›Modernitätssemantik‹ erst um 1980 in den Vordergrund getreten und hat ältere Kennzeichnungen wie ›industrielle‹ oder ›(spät-)kapitalistische Gesellschaft‹ verdrängt.
- ⁴ Der Begriff stammt aus der Methodologie der empirischen Sozialforschung (vgl. Hummell 1972), wird jedoch zunehmend auch in einem allgemeineren Sinn als Aufgabe der Relationierung unterschiedlicher Analyseebenen verwendet.
- ⁵ Vgl. hierzu den Beitrag von Sgritta i. d. Band.
- ⁶ Vgl. hierzu den Beitrag von Roussel i. d. Band.
- ⁷ Um alle Wertungen in der Dimension von ›Tradition‹ und ›Fortschritt‹ zu umgehen, bezeichnen wir das herkömmliche Leitbild der neuzeitlichen westlichen Familie als ›Normalfamilie‹. Im Kulturvergleich läßt es sich als institutionelle Verknüpfung von Haushalt, exklusiver Monogamie, lebenslanger Partnerschaft, biologischer Elternschaft und Neolokalität definieren.

Dieser Familientypus scheint in Nord- und Westeuropa bereits im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit dominant geworden zu sein. Vgl. Held 1984.

- ⁸ Mit anderen Worten: Während in den vergangenen Jahrhunderten die Zahl der Kinder pro Familie häufig durch Kindsvernachlässigung, Kindsaussetzung (Hänsel und Gretel) oder Abgabe ins Findelhaus reguliert wurde, hat sich die Regulierung des Nachwuchses heute nahezu vollständig auf die vorgeburtliche Phase (Empfängnisverhütung, Schwangerschaftsabbruch) verlagert.
- ⁹ Nicht recht einzuordnen sind Pflegekinderverhältnisse, die in verschiedenen Zellen der mittleren Spalte auftreten können.
- ¹⁰ Schwarz 1983: S. 570. Diese Prozentwerte sind — genau genommen — etwas überhöht, da sie die in Heimen aufwachsenden Kinder (lt. Jugendhilfestatistik ca. 80 000) nicht enthalten. Außerdem leben ca. 150 000 Kinder in Pflegeelternverhältnissen. Sie dürften in den genannten Prozentwerten in nicht näher zu spezifizierender Weise enthalten sein.
- ¹¹ Es handelt sich um das im Institut für Bevölkerungsforschung und Sozialpolitik der Universität Bielefeld durchgeführte Forschungsprojekt »Familienentwicklung in Nordrhein-Westfalen«. Zu Anlage und Durchführung vgl. Kaufmann u.a. 1982, 1984; Strohmeier 1984.
- ¹² Die Ausgangsstichprobe (N = 2620) wurde in vier für unterschiedliche Regionaltypen charakteristischen Landkreisen Nordrhein-Westfalens gezogen. Die Aggregation der Teilstichproben erfolgte ohne Gewichtung.
- ¹³ Nur 6 % aller in NEL lebenden Frauen erklärten 1981, ihren Partner nicht heiraten zu wollen. Von den zum zweiten Befragungszeitraum 30–32jährigen Frauen waren 89 % verheiratet. Vgl. Simm 1987: S. 45 ff.
- ¹⁴ Allerdings bejahten (1981) nur 52 % aller Frauen uneingeschränkt die Regel »Wenn ein Kind kommt, so soll man auch heiraten«.
- ¹⁵ Eine Clusteranalyse ließ bei der ersten Befragung (1981) vier Typen biographischer Muster erkennen:
 - (1) modern-unabhängig,
 - (2) traditionell-familienorientiert,
 - (3) berufskarrierenorientiert,
 - (4) berufs- und kinderorientiert.

Bei der zweiten Befragung (1983), als die Frauen somit im Durchschnitt zwei Jahre älter waren, traten die Bindung an die Herkunftsfamilie und der Wunsch nach Unabhängigkeit als hervorstechende Unterscheidungsmerkmale zurück, statt dessen rückten jetzt Familien-, Kind- und Berufsorientierung weiter in den Vordergrund. Es resultierten jetzt folgende Typen:

- (1) modern-berufsorientiert (18 %),
- (2) traditionell-familienorientiert (36 %),
- (3) berufs- und kindorientiert (20 %),
- (4) kindorientiert (25 %). (Nach Strack 1986).

Die von Pitrou (i. d. Band) aus französischem Befragungsmaterial entwickelte Typologie familialer Strategien ist zwar mit der vorliegenden Typologie weiblicher Biographiemuster nicht identisch, aber im Ergebnis durchaus vergleichbar.

- ¹⁶ Daß es trotz aller öffentlichen Diskussion über alternative Familienformen immer noch eine starke Option für die Normalfamilien gibt, machen auch die Beiträge von Nave-Herz und Hoffmann-Riem (i. d. Band) am Beispiel von kinderlosen Ehen bzw. von Adoptivverhältnissen deutlich.

- ¹⁷ Die starken Schwankungen der statistischen Geburtenhäufigkeit resultieren also im wesentlichen aus zeitlichen Verlagerungen der Geburt, die statistisch in Veränderungen des durchschnittlichen Gebäralters der Frauen zum Ausdruck kommen, sowie aus Variationen der Altersverteilung der Bevölkerung. Lediglich die Geburtskohorten von 1930 weisen etwas höhere Geburtenerträge als die vorangehenden und nachfolgenden auf und haben demzufolge zum ›Babyboom‹ um 1960 beigetragen. Vgl. Birg 1987: S. 84.
- ¹⁸ »Deshalb war unser Entscheid, keine Kinder zu haben, auch nie ein bewußter Entscheid. Ich hatte einfach immer so viel *Spaß* an dem, was ich tat, daß ein solcher Entscheid immer wieder hinausgeschoben wurde. Meine Arbeit füllt mich aus und bringt mir auch immer wieder neue *Herausforderungen*.« (Aus einem Interview mit einer verheirateten Hochschullehrerin, veröffentlicht in den St. Galler Hochschulnachrichten 1986.)
- ¹⁹ Dabei hat die Entwicklung des sog. generativen Verhaltens die größte Beachtung gefunden; zum aktuellen Forschungsstand vgl. Schmid/Schwarz 1985. Die Forschungen zum Partnerschaftsverhalten haben sich etwas einseitig auf das Phänomen der nichtehelichen Lebensgemeinschaften konzentriert; vgl. Bundesminister für Jugend, Familie und Gesundheit 1985; Wingen 1985. Sie müssen jedoch im größeren Zusammenhang einer Verfestigung und Veränderung von Partnerschaftsbeziehungen überhaupt betrachtet werden, vgl. Simm 1987. Die sozialwissenschaftliche Scheidungsforschung ist in der Bundesrepublik im Gegensatz zu den USA (hierzu Furstenberg i. d. Band) unterentwickelt; eine Ausnahme bildet Willenbacher 1981.
- ²⁰ Auf diese Unterscheidung nicht genügend geachtet zu haben, stellt die entscheidende Schwäche des in seiner Intention vergleichbaren Versuches von Hoffmann-Nowotny (1980) dar.
- ²¹ Zu diesem Ergebnis kommt auch die wohl gründlichste Interpretation vorliegender empirischer Befunde zur familialen Entwicklung in der Bundesrepublik Deutschland: Schumacher/Vollmer (1982). Sie interpretieren »den Zeitraum von ca. 1850 bis 1965 ausschließlich unter dem Gesichtspunkt säkularer Trends [...], die im Modell der modernen, privatisierten Kernfamilie von Anbeginn impliziert waren, während das, was sich in der jüngsten Vergangenheit — etwa seit Ende der sechziger Jahre — abzeichnet, offenbar nicht mehr diesem langfristigen Entwicklungsmuster entspricht«. (S. 269) — Zur Unterscheidung der sozialen Konstellationen im ersten (1900–1935) und zweiten (1965 ff.) Geburtenrückgang vgl. auch Linde (1984).
- ²² Diese These wurde anlässlich des diesem Werke zugrundeliegenden Symposions von Tyrell in prägnanter Weise formuliert: Deinstitutionalisierung erscheint als Legitimations- und damit Plausibilitätsverlust der lebenslangen monogamen Ehe, als Abbau an Inklusion (d.h. der Allgegenwärtigkeit von Familie), als Motivations- und Sinnkrise von Ehe, als Abbau sozialer Kontrolle und daraus folgend als Zwang zur Wahl. Vgl. dazu auch Tyrell 1979.
- ²³ Nur am Rande sei vermerkt, daß die Reduktion des weiblichen Erfahrungshorizonts auf einen exklusiven kernfamilialen Lebenszusammenhang ein vergleichsweise neues Phänomen ist, das aus der Auflösung dörflicher oder milieugebundener Sozialkontakte sowie aus der Auslagerung hauswirtschaftlicher Tätigkeiten in den Marktbereich resultiert. Die Auflehnung gegen die Existenz einer ›grünen Witwe‹ stellt also keineswegs primär die Rebellion gegen eine jahrhundertealte ›patriarchale‹ Tradition dar.
- ²⁴ Im Unterschied zum Ausland hat sich allerdings in der Bundesrepublik ein besonders traditionalistisches Familienleitbild erneuert, das die ja in der Kriegszeit fast selbstverständlich gewordene Frauenerwerbstätigkeit wiederum normativ ausblendete. Dies hat wohl zur besonderen Schärfe der geschlechtsrollenspezifischen Auseinandersetzung in jüngster Zeit beigetragen.

- ²⁵ Dieser Gedanke ist bereits bei Parsons angelegt und wurde von Kaufmann (1975b), Tyrell (1976, 1979) und Schulze (1985) weiter ausgearbeitet.
- ²⁶ Es sei in diesem Zusammenhang an Schelskys These einer ›nivellierten Mittelstandsgesellschaft‹ (Schelsky 1965) erinnert, der im Vergleich zur nachfolgenden klassentheoretischen Diagnose familiengebundener Vererbung sozialer Ungleichheit doch wohl ein höherer diagnostischer Gehalt zukommt. Die gegenwärtigen, im wesentlichen aus Prozessen sozialer Selektion resultierenden sozialen Ungleichheiten entbehren gerade der milieuspezifischen Entlastungen, die für die heute gelegentlich nostalgisch erinnerte ›Arbeiterfamilie‹ charakteristisch waren.
- ²⁷ So definiert die Encyclopédia Universalis (Paris 1973) Modernität als »morale canonique du changement«. Zur Begriffsgeschichte von Modernität vgl. Gumbrecht 1978; die hier nur angedeutete Argumentation habe ich ausführlicher in Kaufmann (1986) entwickelt.
- ²⁸ Vgl. hierzu den Beitrag von Beck-Gernsheim i. d. Band.
- ²⁹ Vgl. hierzu Lüscher/Wehrspaun 1986.
- ³⁰ Ähnlich Birg: »Die Kernaussage des (scil. von Birg entwickelten) biographischen Ansatzes besteht in der These, daß der säkulare Abnahmetrend der Fertilität auf einer Zunahme des Risikos langfristiger biographischer Festlegungen beruht.« (1987: S. 44).